

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Hat Handwerk goldenen Boden?

Sie war jetzt einverstanden damit, daß Hilderose wieder im Hause war.

„Für immer“, sagte der Amtsrichter kurz und bestimmt. Und Otti war auch damit zufrieden.

Was das Mitgefühl mit der heimatlosen Schwägerin, die Anteilnahme an ihrem schweren Schicksal, an ihrem ungeliebten Frauenleben nicht vermocht hatte, das brachte der Egoismus fertig.

Otti war durch eine schwere Leidenschaft gegangen. Sie hatte ihr ihre Minderwertigkeit gezeigt und in der Angst, ihr häusliches Glück möchte völlig scheitern, beschloß sie, aus der Not eine Tugend zu machen.

Sie schlang deshalb zärtlich beide Arme um Hilderosens Hals und schmeichelte:

„Liebste Beste — verzeih' alles, was ich dir antat und bleibe wieder bei uns. Wir haben



„Liebste Beste — verzeih' alles, was ich dir antat und bleibe wieder bei uns.“

dich so sehr vermisst, ich armes, kindisches Frauchen bin ja den Anforderungen des Haushaltes noch nicht gewachsen. Wir haben schwer darunter gelitten — nicht wahr du hilfst mir wieder ein bißchen Sonnenschein und Glück in unser Haus zu bringen. Es war wirklich dunkel und traurig bei uns als du fehltest.“

Hilderose küßte die Schwägerin zärtlich.

Ein wonniges Empfinden durchdrang sie; jetzt war sie nicht mehr die Ueberflüssige, die Lästige, jetzt hatte sie wieder zu schaffen und zu sorgen und in dem Kinde sollte sie eine neue schöne Jugendzeit erleben.

Voller Erntesonnschein vergoldet jetzt endlich auch einmal ihr blaßes, stilles Altjüngferleben, das sich glücklich nannte, wenn es voller Opfer und Liebe sein durfte.

## Hat Handwerk goldenen Boden?

Von Chr. Schöpferlen. \*)

Wenn die Weihnachtsglocken verklungen und ein neues Jahr ins Land gekommen, dann haben die Menschen allerlei Wünsche für die Zukunft. Glück und Segen und Gesundheit! haben sie sich am Neujahrstage zugerufen und der Postbote hat's in vielen kleinen Brieflein den Leuten gedruckt ins Haus gebracht: „Herzliche Glückwünsche zum neuen Jahr.“ — Ja, Glück wünscht man sich, aber Glück und Glas, wie schnell bricht das! sagt ein altes Sprichwort; dagegen heißt es aber auch, daß jedem Menschen wenigstens einmal im Leben ein Stündlein schlägt, das ihm Glück bringen kann, sofern er es in Obacht nimmt und nicht verschert.

Mit dem Segen ist es schon was anders. Ehe der in ein Haus einzieht, macht er seine

Forderungen: er verlangt Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

Die Gesundheit ist ein Geschenk des Himmels und verständige Menschen sind dankbar dafür und halten es in guter Hut.

Außer diesen Wünschen hat aber jeder Stand noch seine besonderen Anliegen. Der Landmann wünscht für seine Fluren Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit und daß seine Felder bewahrt bleiben vor Hagel und Mißwachs, auf daß die Kuh im Stall stets gute Milch geben kann, damit es bei der Kontrolle keine Schwierigkeiten absetzt. Der Handwerker und Kaufmann wünscht, daß die Rechnungen bald bezahlt werden, daß die guten Kunden treu bleiben, die schlechten aber sich einen andern Meister und Lieferanten suchen. Der

\*) Gründer des Kalenders „Bleter vom Rhein“.

Beamte wünscht Beförderung in seinem Beruf und daß die vom Landtag zu bewilligende Aufbesserung rückwirkend schon von Neujahr an gelten möge.

Wie mannigfach sind erst die Anliegen, Hoffnungen und Wünsche in den Familien. Da ist eine Tochter verlobt und im Frühjahr soll Hochzeit sein; wird es auch gut ausfallen und werden die jungen Leute zufrieden und glücklich mit einander leben? Dort ist ein Sohn in der Fremde; wird er brav bleiben und als tüchtiger Mensch in seinem Fach heimkehren?

In einer andern Familie beraten Vater und Mutter über die Zukunft ihres Jüngsten, der an Ostern aus der Schule entlassen wird. Die Mutter meint, „wenn er nur könnte ein Herr werden, daß er nicht so zu schinden und schaffen bräuchte und doch zu leben hätte und schön gekleidet einherkäme, wie man es in Karlsruhe und in andern Städten sieht; wenn der Bub nur studieren könnte!“

„Was“, entgegnet der Vater, „studieren, mein sauer verdientes Geld verstudieren!“ Dabei holte er mit der Faust aus, um auf den Tisch zu schlagen, aber noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß dann mit der Frau nicht mehr gut zu reden wäre, so sagte er nur: „Weißt Alte, dann hätte der Bub noch gar lang zu lernen und wir könnten sparen und schnarrmaulen bis an unser seliges Ende.“ „Aber Kaufmann könnte er werden“, meinte nun die Frau. „Da müßte er Sprachen lernen, wenn er was Rechtes werden soll“, entgegnete der Mann. „Ein Handwerk soll er lernen, Handwerk hat goldenen Boden.“ „Aber jetzt nimmer“, meint die Frau ärgerlich; „willst am Ende gar einen Schuster oder einen Schneider aus unserem Jungen machen? Das wäre noch schöner.“

Bei diesen Worten klopft es an die Stubentür und auf das „Herein“ erscheint ein Mann mit dem Wanderstab in der Hand und einer Tasche umgehängt mit einem herzlichen „Grüß Gott“ in der Stube. „Ei, ei, sieh' da, der Better vom Rhein besucht uns auch wieder“, riefen die Beiden, „Grüß Gott und herzlich Willkommen! Macht's Euch leicht, Better, und nehmt Platz; Ihr kommt eben recht, um uns Eure Meinung zu sagen und uns Euren Rat zu erteilen. Aber zuerst müßt Ihr unsern Neuen versuchen, der Elser macht Kurasch und gibt gute Gedanken.“

Nachdem die drei miteinander auf Gesundheit getrunken, berichtete der Mann, was er soeben mit seiner Frau besprochen hatte und sagte: „Was meint Ihr nun, Better?“ Indes hatte die Frau die Gläser frisch gefüllt und sagte: „Nicht wahr, so unrecht hab' ich nicht, man muß es den Kindern möglichst gut zu machen suchen, aber bei einem Handwerk kommt nicht mehr viel heraus.“

Der Better tat aus seinem Glas einen kräftigen Zug und begann dann zu reden: „Wer das Geld zum Studium eines Sohnes am Mund absparen müßte, sollte darauf nicht eingehen, zudem haben wir Studierende für viele Jahre genug, so daß selbst der Minister im Landtag erklärte, daß er nicht alle anstellen könne, die darauf warten; die jungen Leute sollen ein Geschäft lernen und sich auf eigene Füße stellen, statt der Staatskrippe nachzulaufen.“

„Aber Kaufmann“, fiel da die Frau dem Better ins Wort. „Nicht übel“, meinte dieser. „Ein tüchtiger Kaufmann kanns zu was bringen, besonders wenn er hinausgeht in die Welt — in unsere Kolonien, aber da muß er sich oft Entbehrungen unterziehen und hat auch manchmal Gefahren zu bestehen.“ „Was, zu den Schwarzen meint Ihr soll unser Bub gehen, daß er am Ende gar aufgefressen wird; da wird nichts d'raus!“ So eiferte die Frau. „Nun, mit dem Aufgefressen werden ist es nichts“, entgegnete der Better, „aber es gibt andere Gefahren, zum Beispiel das Klima.“

„Ein Handwerk soll er lernen“, polterte jetzt der Mann heraus, dem der Diskurs wegen des Studierens oder Kaufmann schon zu lange gedauert. „Ja, 'n Schuster, 'n Schneider“, entgegnete spöttisch die Frau.

„Nur gemacht“, sagte der Better, „es gibt ja der Berufe gar mancherlei, aber man soll von keinem verächtlich reden. Die Hauptsache ist, daß ein junger Mensch seinen Beruf recht lernt, dann steht ihm die Welt offen und wenn's ihm draußen nicht mehr behagt, kann er in der Heimat ein Geschäft anfangen und seine erworbenen Kenntnisse verwerten. Weil die Frau Base aber so wenig respektvoll vom Schuster und Schneider gesprochen hat, so will ich Euch von einem vernünftigen Abend erzählen, den ich vor kurzem in Baden-Baden erlebte. Ihr werdet daraus ersehen, daß ein Schuhmachermeister und ein Schneidermeister auch Leute sein können, vor denen man Respekt haben muß.“

„Hörst's Alte“, sagte der Mann, „aber jetzt paß' auf, was der Better erzählt.“ Dieser begann: „Auf meiner Wanderung kam ich unlängst auch nach Baden-Baden und besuchte da meine Freunde und Bettern. Da sagte mir einer: Ihr kommt gerade recht, wir haben heute Abend in unserem Stammlokal eine kleine Festivität und weil ich weiß, daß Ihr auch gern dabei seid, wo's lustig hergeht, so lade ich Euch dazu ein.“ Einverstanden und angenommen, sagte ich darauf.

Wie ich abends in das Stammlokal kam, saßen eine Anzahl Herren an einem langen Tisch. Nach der Begrüßung wurde das Essen aufgetragen:

Gas und Nudeln.“ „Hörst's Alte“, sprach der Mann dazwischen, „das ist meine Leibspeise.“ — „Ihr hättet nur sehen sollen, wie's allen geschmeckt hat. Geredet wurde nicht viel, aber wie die Platten und Teller geleert waren und die Gläser ein paarmal frisch gefüllt wurden, dann gings los. Es wurde musiziert und gesungen und nach jedem Lied haben sie die Gläser erhoben und miteinander angestoßen und ihre Wize dazu gemacht. Das waren vergnügte Stunden. Und wer meint Ihr, wer als dabei war? Ein paar Doktoren, Beamte, Kaufleute, auch solche, die ihr Schäfflein im Trodenen haben, man heißt sie Rentier, und dann noch, was meint Ihr Frau Base, was noch für Zwei dabei waren?“ „Nun, ich denke mir“, erwiderte diese, „wahrscheinlich der Bürgermeister und der Ratsschreiber.“

„Nichts da, Frau Base, ein Schuster war's und ein Schneider. Und die Beiden waren von den Beamten gerade so respektiert, wie der Doktor und der Kaufmann.“ „Was Ihr net saget, Better!“ rief die Frau voll Bewunderung.

„Ja, ja, so war's“, sprach dieser weiter, „und am andern Morgen, wie ich so durch die Straßen ging und die Schaufenster der Läden betrachtete, da find mir in einem solchen Schuhe aufgefallen von ganz besonderen Formen. Da der Inhaber des Geschäftes der Meister war, den ich am Abend zuvor bei der lustigen Gesellschaft kennen lernte, so trat ich bei ihm ein und fragte ihn, was dies für besondere Schuhe seien in seinem Schaufenster. Das sind für erwachsene und verkrüppelte Füße“, sagte er; „außer dem gewöhnlichen Schuhwerk mache ich hauptsächlich solche, die eine besondere Kunst und Fertigkeit verlangen. Von mir soll es nicht heißen, der Schuhmacher macht mir meine Schuhe nach seinem Kopf, statt nach meinem Fuß. Respekt davor! sagte ich, wenn ich wieder etwas brauche, komme ich zu Euch, vielleicht machen mir dann die Hühneraugen nicht mehr so zu schaffen.“

In einer andern Straße sah ich die Schaufenster und den Namen des Schneidermeisters vom Abend zuvor. Da ich schon längst gern eine sogenannte Fantasieweste gehabt hätte, so eine geblümelte oder getuppte, ging ich in den Laden hinein. Hier sah ich eine große Auswahl von Stoffen zu Herren- und Frauenkleidern, denn dieser Meister ist Herren- und Damenschneider zugleich. An seinem Dialekt hörte ich, daß er kein Badischer sei, was er auch bestätigte mit den Worten: „Na, hären se, mein Guteschter, ich bin se en Sachse.“ Während er mir das Maß zur Weste nahm, fing er an von seiner Heimat und Jugendzeit zu erzählen. Da es mich immer freut, die Lebens-

geschichte eines Menschen zu hören, so bat ich ihn darum und wenn es Euch recht ist, so will ich auf den Abend, wenn ich die Besuche bei meinen Bettern und Basen gemacht habe, kommen, und Euch erzählen, wie einer aus bescheidenen Verhältnissen durch Fleiß und Sparsamkeit es zu einem angesehenen und wohlhabenden Geschäftsmann gebracht hat.“

„Ja Better, das sollt Ihr uns erzählen“, sagten die Beiden.

Als der Better am Abend kam, erzählte er folgende Geschichte vom Handwerk mit goldnem Boden.

„In einem Dorfe des Sachsenlandes hörte man aus einem kleinen Bauerngehöfte den Taktschlag des Dreschlegels: tiktak, tiktak, tiktaktik, tiktaktik. Es war der Bauer mit seinen zwei Söhnen, die in flottem Takt die Dreschlegel schwingen, um das Korn auszdreschen. Von den Jungen war der eine sechzehn, der andere noch nicht ganz vierzehn Jahre alt. Der ältere war groß und kräftig, deshalb blieb er daheim, um dem Vater bei der Feldarbeit zu helfen. Der jüngere aber war ein schwächlich Bürschlein, wollte aber doch in der Arbeit nicht zurückstehen und stand schon um vier Uhr morgens auf zur Arbeit. Darum lobte ihn auch der Vater besonders, als es eine Pause gab und der ältere Bruder eine Garbe aufband zum Umherlegen. „So Richard!“, sagte der Vater, „so ist's recht, bist früh bei der Hand und hältst gut Takt, „Morgenstund hat Gold im Mund“, merk' dir's fürs ganze Leben.“ Um sechs Uhr rief die Mutter zur Morgensuppe. Nachher durfte Richard nicht mehr in die Scheune, er ging seine Schulaufgaben nochmals durch und nachdem er sich ordentlich gewaschen und gebürstet hatte, ging's zur Schule.“

Auf dem Weg dahin begegnete ihm der Schneider Zwidel, der aus einem nahen Dorfe war und in die Nachbarschaft auf die Stör ging. So kam er auch jährlich einmal zu den Eltern Richards, um Neues anzufertigen und auszubessern, was für die Mutter zu schwierig war. Auch jetzt war sein Weg dahin. Während des Frühstücks sagte er: „Euer Richard ist mir begegnet, hab' immer meine Freud', wenn ich den freundlichen Jungen seh'. Wie ich weiß, kommt er jetzt aus der Schule. Gebt mir den Jungen in die Lehre, er sieht mir immer so aufmerksam zu, wenn ich zuschneide oder bügile, ich glaube, er hat Lust zu meinem Geschäft.“

Darauf sagte der Vater: „Ihr wäret mir als Lehrmeister schon recht, aber mein Bub soll was Besseres werden, denn er ist immer einer der ersten in der Schule.“ „Ei, ei“, sagte darauf der

Meister, gibts überhaupt etwas Besseres als einen tüchtigen Schneider? Müssen wir nicht so viele Fehler am menschlichen Körper ausgleichen? Gar mancher sieht rund und glatt aus, wenn er den Rock an hat, zieht er ihn aber aus, so kennt man ihn fast nicht mehr vor lauter Büdel und Löcher. Wenn Ihr mir den Jungen gebt, garantiere ich, daß ich einen Schneider aus ihm mache, der seinesgleichen sucht.'

Die Eltern berieten sich und als Richard von der Schule kam, wurde ihm die Frage vorgelegt, ob er Schneider werden wolle. Aber der Richard hatte andere Mücken im Kopf, doch sagte er endlich zu, es einmal zu probieren.

Am nächsten freien Schulnachmittag ging er also ins Nachbardorf, um sich der Meisterin vorzustellen, denn dies sei vor allem nötig, hatte der Meister gesagt, weil die Meisterin ja auch Mutterstelle an ihm zu vertreten habe.

Der Frau Zwickel gefiel der kleine Bursche, weil er so freundlich und helle d'reinschaute, auch sagte sie noch zu ihrem Zwickel: 'Weeste Alterchen, der braucht auch keinen so großen Löffel.'

Also trat Richard nach beendigter Schulzeit zum Schneidermeister Zwickel für drei Jahre in die Lehre.

Der Meister hatte beim Haus einen Garten und eine Wiese, auch betrieb seine Frau einen Kramladen. Das kam nun dem Lehrjungen insofern zu gut, als er in den freien Stunden eine gesunde Beschäftigung fand, so wie er es zu Hause hatte: er mähte das Gras und arbeitete im Garten; am Sonntag durfte er auch der Frau Meisterin beim Verkaufen im Laden helfen. So machte sich der Junge überall nützlich.

Nach einigen Monaten seiner Lehrzeit gab es noch eine andere Unterhaltung, es war der 1866er Krieg ausgebrochen. Da die Sachsen zu den Destreichern hielten, waren die Preußen im Anzug und man befürchtete, daß sie auch in dieses Dorf kämen. Die Leute waren sehr besorgt um ihr Hab und Gut und suchten so viel als möglich zu verstecken. Zwickel grub mit Hilfe Richards ein großes Loch im Keller, stellte eine Kiste hinein und verbarg aus dem Laden und Haushalt ihr Bestes; dazu gehörte besonders der blaue Frack des Meisters und das seidene Hochzeitskleid der Meisterin; aber auch der Junge wollte etwas dazu tun, holte seine Bettdecke und legte sie oben darauf. Es ist ja Sommer, meinte er, da tuts auch des Meisters alter Mantel zum Zudecken.

Raum waren sie mit dem Zudecken der Kiste fertig, als es hieß, man sehe in der Ferne schon einige Preußen herumreiten. Der Meister wollte hinaus, um nachzusehen, aber die Meisterin ließ

ihn nicht fort, weil sie fürchtete, die Preußen könnten ihn zum Gefangenen machen. Der Richard soll gehen, meinte sie, dem Kleinen werden sie nichts zu Leid tun.

Also ging Richard auf Rundschaft aus. Raum war er eine Viertelstunde von Hause weg, sah er einen Reiter auf sich zusprennen, aber im Nu war der kleine Schneider ins Kornfeld geschlüpft und hielt sich da versteckt. Der Reiter war näher gekommen und rief ihm zu, herauszukommen, er wolle ihn nur was fragen, es geschähe ihm nichts. Auf diese Zusicherung hin verließ Richard seinen Schlupf und zeigte dem Reiter, einem Offizier, ein nahegelegenes Gehöft, wohin dieser wollte. Dann aber eilte er heimwärts und berichtete über sein erstes Erlebnis auf dem Kriegsschauplatz.

In der darauf folgenden Nacht sah man die Brücke, welche bei Riesa über die Elbe führte, brennen; eine kleine Abteilung sächsischer Soldaten hatte sie angezündet, um den Preußen den Uebergang unmöglich zu machen.

Am Tag darauf rückten aber die Preußen doch ins Dorf ein; es zeigte sich aber bald, daß sie nicht so schlimm waren, als der Ruf, der ihnen voranging. Sie bezahlten, was sie kauften, und bei ihrem Abzug nahmen sie nichts weiter mit, als ein Leintuch, aus dem sie sich Fußlappen schnitten.

Nach einem halben Jahr hatte Richard so viel gelernt, daß ihn der Meister auf die Stör mitnehmen konnte und nach zwei Jahren brauchte er schon keinen Gesellen mehr zu halten, da ihm Richard einen solchen ersetzte.

Als die drei Jahre Lehrzeit um waren, erhielt Richard in der nahen Stadt bei einem Schneidermeister, der nur für die Vornehmeren arbeitete, eine Stelle. Nach Umlauf der ersten Woche erhielt er als Lohn einen Taler. Mit großer Freude und mit Stolz wurde Richard erfüllt, als ihm der Meister diesen ersten Lohn in die Hand drückte und ihm sagte, daß er später mehr bekomme, wenn er so fleißig bleibe und sich noch mehr eingearbeitet habe. Nun wollte er es auch im Auftreten den andern Arbeitern gleich tun; er kaufte sich deshalb von diesem ersten verdienten Geld ein Paar Glacehandschuhe; vorher hatte er sich schon seinen langen Konfirmationsrock modernisiert, die Ecken vornen abgerundet und außen Taschen aufgesetzt; so präsentierte er sich zum Mittagessen dem Meister und der Meisterin.

Als ein Jahr vorüber war, hatte es Richard schon auf drei Taler Wochenlohn gebracht nebst freier Station.

Unterdessen brach der 1870er Krieg aus, die Geschäfte stockten und der ältere Bruder Richards wurde zum Militär einberufen, um den Feldzug

mitzumachen. Da es während dieser Zeit an Feldarbeitern mangelte, ging Richard nach Hause, um dem Vater in der Ernte und bei den nachfolgenden Feldarbeiten zu helfen; er vertauschte die Nadel mit dem Pflug.

Nach Beendigung des Krieges zog es ihn wieder nach seinem erlernten Geschäft. In Dresden fand er Arbeit und Gelegenheit, sich in seinem Berufe weiter auszubilden. Es ist in dieser Stadt nämlich eine Hochschule für die Schneiderei, in welcher das Zeichnen und Zuschneiden erlernt werden kann. Die Meistersöhne aus den Städten kommen dahin und führen nebenbei so eine Art Studentenleben, man heißt sie deshalb die Nadelstudenten. Das kostet viel Geld. Unser Richard machte das anders. Untertags saß er auf der Butik und verdiente ein schönes Stück Geld, abends ging er nach der Schneider-Universität, zeichnete und übte sich im Zuschneiden; das Lehrgeld hiesfür verdiente er sich durch die Tagesarbeit. Nach vier Jahren hatte er sich so weit ausgebildet und auch noch Ersparnisse gemacht, daß er daran denken konnte, sich weiter in der Welt umzusehen. Sein Sehnen ging nun dahin, fremde Sprachen zu erlernen.

Am dritten Oftertag des Jahres 1875 nahm er Abschied von der Heimat und den Eltern, die ihn nur ungern ziehen ließen. Er fuhr von Dresden direkt nach Luzern, wo er Arbeit fand. Die großartige prachtvolle Umgebung dieser Stadt, die Berge und die Seen taten es ihm an. Während die Kollegen Sonntags der Ruhe pflegten und im Wirtshaus sich die Zeit vertrieben, wanderte er hinaus in die Berge und ergözte sich an der schönen Gottesnatur.

Als die Tage kürzer wurden, ging er nach Bevey, an die Gestade des herrlichen Genfer Sees, wo ihm eine Stelle angeboten war. Nun begann er die französische Sprache zu studieren. Am Tage arbeitete er im Geschäft, nachts studierte er in der Grammatik. Schon nach einem halben Jahre verstand er ziemlich alles und wurde nun als Zuschneider in dem Geschäft engagiert. Hier blieb er bis zum Herbst 1878 und war nun der französischen Sprache vollständig mächtig.

Mit den gemachten Ersparnissen begab sich Richard auf die Reise und zwar direkt nach Paris. Hier verweilte er drei Wochen, um die Stadt und die damalige Weltausstellung kennen zu lernen.

Von Paris fuhr er nach London, denn sein Plan war, auch noch die englische Sprache zu erlernen. Er fand bald Beschäftigung und studierte nach Feierabend Englisch. Allein hier ging es nicht so glatt, denn er war einmal fünf Wochen ohne Arbeit. Da war nun Schmalhans Küchen-

meister und manchen Abend legte er sich hungrig ins Bett, denn seine Ersparnisse wollte er nicht ganz aufzehren. Bei alldem schrieb er die schönsten Briefe über sein Wohlergehen nach Haus.

Im März 1879 wurde Richard wieder an die schönen Ufer des Genfer Sees berufen, um in Montreux die Leitung einer Filiale zu übernehmen.

Zu Weihnachten des darauffolgenden Jahres zog es ihn wieder nach der Heimat. Seine Angehörigen drangen nun in ihn, daß er daheim ein eigenes Geschäft gründen solle, allein es zog ihn nochmals hinaus in die Ferne. Er nahm eine Stelle in Duisburg als Zuschneider an, wo es ihm jedoch nicht recht behagte. Da wurde ihm eine Stelle in Baden-Baden angetragen, die er auch annahm.

Nach einem halben Jahre starb sein Prinzipal und da ihm das Leben in Baden-Baden mit seiner schönen Umgebung gefiel, übernahm er das Geschäft auf eigene Rechnung, es war dies im Januar 1882. Durch seine Kenntnisse und Erfahrungen blühte das Geschäft immer mehr und heute ist es eines der ersten am Platze."

Der Vetter machte nach dieser Erzählung eine kleine Pause und fuhr dann weiter fort: „Ihr seht also, daß das Handwerk auch heute noch einen goldenen Boden hat, wenn Fleiß und Sparsamkeit sich die Hand reichen. Ich habe auf meinen Wanderungen noch manchen kennen gelernt, der sich emporgearbeitet und es zu etwas gebracht hat, aber fast jeder mußte sich eben anstrengen und sich oftmals Entbehrungen auferlegen. Ich habe auch Leute kennen gelernt, die es nie zu etwas Rechtem gebracht haben, aber gar oft liegt die Schuld an ihnen selbst.“

Und nun Frau Base werdet Ihr hoffentlich nicht mehr so geringschätzig über das Handwerk denken. Wenn Ihr aber einmal ein Kostüm, wie die vornehmen Leute das Kleid heißen, haben möchtet, ein solches, das wie angegossen sitzt, dann will ich Euch die Adresse von Meister Richard geben, aber notabene, Ihr müßt etwas tief in den Geldbeutel langen."

„Dazu sind wir nicht reich genug“, sagte der Mann.

Die Frau aber reichte dem Vetter die Hand und sagte: „Ich dank' Euch für die schöne Geschichte, die Ihr uns erzählt habt. Ich sehe ein, daß ich Unrecht hatte und am End' hätt' ich jetzt gar nichts mehr dagegen, wenn unser Junge auch ein Schneider würde. Wollt Ihr uns nicht den Gefallen tun, wenn Ihr nach Baden-Baden kommt und den Meister Richard fragen, ob er nicht unsern Jungen in die Lehre nehmen möchte, dann könnte mir ja nach einigen Jahren der einen so schönen Rock machen.“